

Die Entführung.

Roman von A. Croner.

(15. Fortsetzung).

Josef hielt es nicht länger bei dem Alten aus. Alle Müdigkeit war verfliegen. Er warf seinen Sattel über und sagte zu Znanz: „Wahrscheinlich wird ein junger Forstmann hinter mir herkommen. Erzählen Sie ihm, was Sie mir erzählt haben.“

„Es war schon spät am Abend als Josef die Grenze nach der es ihn zu erreichen. Er hat sich unterwegs noch lange mit Fragen beschäftigt.“

In Neudorf übernachtete er im nächsten Wirtshaus. Nachdem er am folgenden Morgen — am 3. November — infolge seiner Müdigkeit länger geschlafen hatte, als er gewohnt war, setzte er in Neudorf seine Nachfragen fort; aber hier wollte niemand etwas von dem blauen Wagen oder von einem Wagen-An- und Verkauf. Bis gegen zehn Uhr wollte Josef in dem Orte, dann suchte er wieder die Landstraße auf. Er hatte keine nachträglichen Nachfragen im südlichen Teile des Dorfes beendete; und er geht im Zweifel darüber, ob er die Straße nach Lunden oder nach Blumentau einschlagen soll. Weder der eine noch der andere Weg berührte Neudorf.

„Was war ihm lieb, denn die Leute dort hatten ihn ganz merkwürdig angesehen, weil er gar so eifrig nach allerlei fragte.“

„Die Neudorfer hatten mich gewiß für verrückt“, dachte Josef, während er an einer Wegkreuzung stand. Von dort sah er einen Knecht, der von den Waldhügeln herkam. Dieser sprach er hinter einen Busch.

Der Knecht hatte ihn noch nicht gesehen, dessen war Josef sicher. Josef zuckte zusammen — dieses Gesicht kannte er! Der Knecht war der gleiche Mann, der bald nach dem Einbruch im Erlenhof einmal mit Josef gesprochen hatte.

Es war in der Erlenhof Allee. Josef von Groß-Engersdorf kommend, hatte den Fremden schon längere Zeit beobachtet, der, an einem Baum gelehrt, aufmerksam nach einem der Fenster des ersten Stodes schaute. In diesem Fenster, das aus Josef sehen konnte, stand Herr Bräuner.

Der Mann mußte damals Josefs Schritte bemerkt haben; er ging diesem plötzlich entgegen und redete ihn an.

„Wohin man sich wenden müsse, um nach Mühlstein zu kommen“, fragte er.

Dabei kam er doch von Mühlstein her, denn auf der Groß-Engersdorfer Straße hatte Josef ihn nicht gesehen. Und jetzt, auf ungarischem Boden, sah er diesen Mann wieder vor sich — diesen dort gebaueten, düsterblickenden Mann, der sich damals so sehr für Bräuner interessiert hatte. Eine Weile schaute er sich an, ohne ohne Sattel, mit er vorwärts auf der Straße Neudorfs auf die Markbrücke und versahnd jenseits des Flusses hinter den Büschen.

Josef schaute ihm nach, fühlte dann nach seinem Revolver und schlug den Weg dahin ein, woher der Knecht gekommen war.

„Vermutlich hat er nur ein Wagenpferd zur Verfügung“, sagte sich Josef, an das Fehlen des Sattels denkend. „Wahrscheinlich ist das Pferd des blauen Wagens.“

Er schreitet sehr rasch aus, der brave Mensch, und sieht schon nach kurzer Zeit ein heruntergekommenes Haus vor sich aufstehen; da verläßt er die Straße und schleicht im Walde bis zur Umgehung des Hauses. Es ist der Ort. Im Hofe springt jemand Wasser. Josef sieht die Bewegung der Brunnenschlingen und hört das Wasser rauschen. Er findet ein Absperrgitter in der Pfanne und kann nun in den Hof schauen. Da sieht er einen schlanken, feinen, dunkelhaarigen Herrn bei einer merkwürdigen Beschäftigung. Diese Person, in dem dunklen, ist dem Josef die letzten Jahre von drei Brüdern wegzuspielen. Es sind zwei lange Meterhölzer und ein langer Brett. Die können drei Seiten eines Wagens bilden; das Wasser, das von ihnen abläuft, ist — bläulich.

Auch der feine, ihm unbekannte Mann im Hofe drinnen schaut auf, langsam, schwer, vorwärts, und lehnt sich an den Brunnenschlauch. Seine Augen schauen beständig, aber kein Wort spricht er. Josef schreitet näher heran bei einer merkwürdigen Beschäftigung. Diese Person, in dem dunklen, ist dem Josef die letzten Jahre von drei Brüdern wegzuspielen. Es sind zwei lange Meterhölzer und ein langer Brett. Die können drei Seiten eines Wagens bilden; das Wasser, das von ihnen abläuft, ist — bläulich.

Josef bemerkt, daß dieses Haus nach dem Hofe zu im Hofe selbst vier St. hat und eine Tür hat. Die Tür befindet sich in der Mitte des Hauses, die links von ihr befindlichen Fenster sind innerhalb des inneren Hofes verhängt. Das Haus scheint aus wie das letzte Mal.

Josef bemerkt, daß dieses Haus nach dem Hofe zu im Hofe selbst vier St. hat und eine Tür hat. Die Tür befindet sich in der Mitte des Hauses, die links von ihr befindlichen Fenster sind innerhalb des inneren Hofes verhängt. Das Haus scheint aus wie das letzte Mal.

Josef bemerkt, daß dieses Haus nach dem Hofe zu im Hofe selbst vier St. hat und eine Tür hat. Die Tür befindet sich in der Mitte des Hauses, die links von ihr befindlichen Fenster sind innerhalb des inneren Hofes verhängt. Das Haus scheint aus wie das letzte Mal.

läßt sie nicht aus den Augen und, als wohne diesen durch das Allschmerzenden Augen eine magnetische Kraft inne — erscheint an dem beobachteten Fenster der, an dem Josef unablässig denkt. Da zieht sich der junge Mann an der Planke empor, zeigt sich dem Entführer und will sich schon in den Hof hinüberbewegen — da geschieht etwas unerwartetes: Sein Herr winkt ihm ab; befiehlt ihm, nachdem er ihm freundlich zugewandt, mittels außerordentlich sprechender Gesten fortzugehen.

Josef bleibt nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Er weiß ja nicht, wie viele Menschen im Hause sind — wie sein Eindringen endigen würde. Sein Herr lehnt seine Brille ab, somit verspricht er sich von dem Bestehen eines Mannes nichts. Man muß mehr Leute holen. So denkt Josef. Er ist ganz verwirrt vor Freude, Bräuner gehen zu haben, und vor Unruhe, wie das alles enden wird.

In dieser Stimmung eilt er nach Neudorf zurück, eilt ins Bürgermeisterei und meldet, daß man eiligst einen Gefangenen aus dem Waldhause befreien müsse. Dann eilt er in das Wirtshaus, in dem er übernachtet hat. Er weiß, daß von dort aus ein Knecht heute vormittag nach Orth fahren soll; der Knecht ist im Begriff wegzufahren, ahnungslos schwingt Josef sich zu ihm hinauf. Der Wagen rollt an dem Hause des Bürgermeisters vorbei. Der Schreiber, der Josefs Meldung entgegengenommen, steht am Fenster und sieht, wie der junge Mann und der Knecht aufgeregt miteinander reden. Dann ist der Wagen fort, und der Schreiber denkt:

„Ein Narr ist er, ganz sicher ein Narr, hat sich ja gestern schon so auffällig benommen, und jetzt diese Meldung! Dem armen, kranklichen Herrn Waler sieht man's doch an, daß er froh ist, wenn ihm seiner was tut, und sein Diener — dieser freigelegte Mensch, na — bloß ein Narr kann auf solch eine Idee kommen. Auch Wiska fragen, woher er seinen Passagier mitgenommen hat.“

Der Herr Gemeindegeldbesorger wird zum Ehen geholt und vergißt den Mann.

Josef hatte dem Knechte begeistert gemacht, daß er ihn für zwei Gulden, schon als Jahrgang mitnehmen könne, und daß seine Pferde dafür auch ein schnelleres Tempo einschlagen müßten. Wegen einhalb drei Uhr kam Josef in Orth an. Von dort aus setzte er seinen Weg zu Fuß fort. Der Gedanke: „Bräuner wird jetzt schon befreit sein“ — und: „Ich muß noch zurückkommen, um den Mann, der sicher als Expresseur nach dem Erlenhof geritten ist, unschädlich zu machen!“ beflügelte seine Schritte. Neudorf rannte er dahin. Ein Knecht, der wie der am 24. Oktober, war aus dem Boden gestiegen. Wie ein Schatten glitt der treue Diener durch die dicken Schleier.

Herr Bräuner war froh, daß Josef ihn verstanden und ihm gehorcht hatte.

Er brauchte keine Befreiung durch andere. Es sollte nicht noch einmal Blut fließen oder gar ein Leben gefährdet werden. Weber er noch sein Geld war in Gefahr. Nach Zahlung des Geldes in Freiheit gesetzt, wird er die hunderttausend Gulden bald wieder in Händen haben; er kennt ja den einen der zwei, die es ihm nehmen wollten, und über diesen hinweg wird auch der zweite zu erreichen sein.

Kein Wunder, daß Bräuner so ruhig war. Nach dem Mittagessen, das Laffony ihm serviert und nachdem dieser ihm äußerst sorgsam einen neuen Verband um die Stirn gelegt, legte er sich auf sein Bett, um ein wenig zu schlafen. Er schlief auch wirklich bald ein und träumte von Laffony — seinem alten Freund, dem er erzählte, daß sein Sandor ein Verbrecher geworden sei. Blühhlich begann der lebhaft Träumende zu sprechen und nannte laut und deutlich den Namen des meisterten Mannes, der soeben damit beschäftigt war, ganz leise das Geschirr, das noch auf dem Tische stand, abzuräumen.

Herr von Laffony stieg einen wilden, lautstark gellenden Schrei aus. Er hatte ganz deutlich seinen eigenen Namen gehört.

Der Schrei weckte Bräuner auf; er begriff sofort, daß sein Leben nun vernichtet sei.

„Ich fährt er empor und springt aus dem Bett, entsetzt starrt er auf Laffony. Dann fährt er zum Fenster und ergreift den Feuerhaken, der darüber liegt — es ist die einzige Waffe, die ihm zu Gebote steht.“

Die Zähne aufeinander geknirscht, stellt er sich um eilendest zu sein, um die Wand und erwartet einen süßlichen Angriff. Aber zu Bräuners großen Entsetzen macht Laffony nur eine heilige Gebärde, um sich die Waiste vom Gesicht zu reiben, die ihm am Arme blüht.

Sein Gesicht ist ganz grau. Wenn nicht jeder Muskel darin trampfhaft zuckt, könnte man meinen, es sei das Gesicht eines Toten.

er nicht erwartet hat: Laffony wendet sich ab und geht zur Tür hinaus. Er wankt — ganz schief — aber er hat ja nur ein paar Schritte bis zur Tür. So erreicht Bräuner, der die ganze Zimmerbreite von der Tür trennt, ihn nicht mehr.

„Laffony!“ schreit er an der Tür stehend — aber draußen wird der Schlüssel im Schloß umgedreht. Nachdem Bräuner eine Weile gerast, setzt er sich auf den nächsten Stuhl. Er starrt zu Boden und murmelt: „Nun werde ich eines Traumes wegen sterben müssen. Arme Emma!“

Lange bleibt er so in düstere Gedanken versunken sitzen, dann steht er auf und tritt an die Fenster. Eins nach dem anderen untersucht er auf seine Festigkeit. Ah, den Gittern ist nicht vergessenen. An eine Befreiung auf diesem Weg ist nicht zu denken.

Die Lebenslust aber wächst in Bräuner riesengroß, seit er weiß, daß seinen beiden Wächtern nichts anderes übrig bleibt, als ihn zu töten.

Aber jetzt ist ja nur einer der beiden Schurken da, der andere ist fort, das Lösegeld holen. Vielleicht läßt Laffony mit sich unterhandeln.

So denkt, so hofft der arme Bräuner und beginnt zu rufen.

Niemand antwortet ihm; still, unheimlich still bleibt es in dem Hause. Da ergibt sich Bräuner in sein Schicksal.

Ob Laffony ihn nicht gehört hat? Ger-ich hat er kein Wort vernommen, aber er kann nicht kommen, ihm ist sterbenselend zumute. Bald ruft sein Herz, bald setzt es aus — und das ist noch schrecklicher, denn Laffony meint, sein letzter Augenblick sei gekommen.

„Was nun? Was wird geschehen, wenn Jzre heimkommt? Selbstverständlich wird Jzre Bräuner ermorden.“

Laffony schludt und schludt. Der Hals ist ihm wie zugeschnitten, auf seinem Gesicht steht kalter Schweiß. Diese Angst! Dieses Grauen! Es ist unerträglich! Dazu die Kleinnot. „Was habe ich nun von dem vielen Gelde?“ fragt sich Laffony ingrimig. „Wenn ich wie ein ganz alter Herr leben soll, ohnehin nichts mehr genießen darf und nun noch — bis ich sterbe — einen Ermordeten vor mir sehen soll!“

„Was habe ich von dem Gelde?“ schreit er ingrimig auf bei dem Gedanken, daß nur Jzre Augen davon hat. Der hat ja kein Gewissen, und sein Körper ist kerngesund.

Ja, ja — Wozu Jzre wird nicht für nichts zum Wörder werden! Pflüchlich juckt Laffony zusammen.

„Und mein Anteil wird ihm auch noch zufallen, wenn ich sterbe!“ Der Gedanke fährt wie eine höllische Flamme durch sein tobendes Hirn und andere stellen sich zu ihm. „Jzre wird sich nicht fürchten, daß ich mich und damit auch ihn verrotte. Ich bin eine Gefahr für ihn — eine Gefahr, die er, vielleicht auch auf die Seite räumen wird — zumal er dadurch zugleich seine Habacht befriedigt.“

Sandor von Laffony kann diesen Gedanken nicht los werden. Die Angst — die Wut — schütteln ihn — dann wird er plötzlich still.

Er hat seinen Entschluß gefaßt. Zum Wörder will er nicht werden. Dieses Entschließen soll nicht geschehen!

„Ich werfe mich ihm zu Füßen“, murmelt er, halb nachsinnig vor Erregung. „Ich gestehe ihm alles und lasse ihn frei unter der Bedingung, daß er mich fliehen läßt — daß er mich irgendwo in einem fernen Land, wenn auch noch so kümmerlich, versorgt. Er ist gut und er wird leben wollen — er wird auf meinen Vorschlag eingehen — wird mir's zu meiner Sicherheit schwören — daß ich von nun an unter seinem Schutze stehe. Jzre aber — Jzre soll büßen! Das Geld werden sie ihm abnehmen und er wird ins Zuchthaus wandern! Dieser Teufel — dieser entsetzliche Teufel! So — so ist's gut — und jetzt heißt es eilen.“

Bräuner und ich werden von Neudorf Leute herschicken, und wenn Jzre kommt, ist er in der Falle!“

Ein Rächeln verläßt Laffonys bleichen Mund. Es ist ein böses Rächeln und müde — müde, wie der ganze Mann, der sich jetzt zum Scherz schneidet, um seinen Hut und Leberrock und eine schon gepackte Reisetasche herauszunehmen. Auch Bräuners Hut, dessen warme Toppe, graubraune Jagdstock und schöne Blinde stellt er bereit.

Es dauert merkwürdig lange, bis Laffony den Rod angezogen hat. „Jetzt geht er aus dem Zimmer“, geht langsam und launelnd. „Keine Lust!“ denkt er. „Hier drinnen ist keine Lust!“ und er freut sich auf die Wälder, die er draußen einatmen wird.

Jetzt ist er auf dem Gang, jetzt streckt er die Hand nach dem Schlüssel von Bräuners Zimmer aus — da fühlt er sein Herz wieder bis zum Hals hinaufschlagen und hat das Gefühl einer ungeschorenen Axt im Kopf. Er hat gerade noch Zeit, sich darüber zu wundern — da fällt er gegen die Wand und stirbt zu Tode.

Sechzigstes Kapitel.

Amberg war am Morgen des zweiten November vom Forsthaus weggeritten, um seine Nachforschungen zu beginnen. Auch ihn führte der Weg zunächst nach der dünnen Pappel. Noch hatte er sie nicht erreicht, als die alte Hauskammerin dahergehumpelt kam und ihm schon von weitem zurief: „Herr Adjunkt! Herr Adjunkt!“

Ganz atemlos war die alte Frau vor Aufregung. Sie hielt ihm die in Gold gefähten Augengläser Bräuners entgegen.

„Ich habe Brombeeren gesucht“, erzählte sie. „Da seh' ich unterm Strauch was glänzen, ich heb's auf — da ist's die Brille!“

„Die Brille Herrn Bräuners“, vollendet Herr von Amberg, „und — sie ist blutig.“

„Das hab' ich auch gleich gesehen“, daß das Blutsteden sind.“

„Und die rechte Stange ist verbogen.“ Der arme Bräuner hat also einen Schlag auf die rechte Schläge erhalten.“

Herr von Amberg seufzte schwer. „Soll ich die Brille der gnädigen Frau geben oder tragen der Herr Adjunkt sie hin?“ fragte die Hauskammerin.

„Bringen Sie sie hin“, sagte Amberg. „Und — diese dunklen Flecke auf dem Gelbe — wer'sa sich wohl abreiben lassen, die brauchen die Damen nicht zu sehen.“

„Das hab' ich mir auch gedacht“, erwiderte die Alte.

Ein Gruß und der Adjunkt ritt weiter. Ohne sich aufzuhalten, kam er über Wigelsdorf hinaus.

Es drängte nämlich auch ihn der Grenze zu. Er hatte ja durch den Strolch erfahren, daß jener Wagen die Richtung gegen das nahe Ungarn hin genommen. Amberg dachte, es seien vielleicht Zigeuner gewesen, die den streifen Strolch, vielleicht mit Hilfe eines Angehörigen einer „besseren“ Gesellschaftsklasse, ausgeführt hätten. Der Strolch hatte ja die Sprechweise des schreienden Mannes als die eines gebildeteren Menschen bezichnet.

Der Adjunkt hatte Engelhardtsfälen erreicht, als er vor dem Wirtshaus einen eleganten Kutschiermann stehen sah, der er als den Wagen Leubdorfs erkannte.

Ohne zu zögern, hielt Amberg sein Pferd an, stieg ab und ging in das Haus. Er gedachte den Bräutigam Johannas zu benachrichtigen, daß doch nicht alles so klar und glatt sei, wie man bei Entziffern des Telegramms angenommen hatte.

Aber der wackere Amberg sprach in der Schänke zu Engelhardtsfälen doch nicht mit dem flotten Fabrikherrn, denn noch ehe er dazu kam, bemerkte er, daß Leubdorf nicht allein war.

Die Baronin Wentenstein war auch da. In ihrer stotten Sporttoilette sah sie reizend aus; sie war soeben damit beschäftigt, mit verführerischem Blick und süßem Lächeln eine Zigarette, die sie selber in Brand gesetzt, Leubdorf in den Mund zu stecken. Leubdorf neigte sich ihr zärtlich entgegen und schlug den linken Arm um die Taille der hübschen Frau.

Mit einem Blick hatte Amberg den Vorgang erfasst und trat leise zurück. Die zwei haben ihn nicht bemerkt. Er ritt weiter.

Eine große Bitterkeit war in ihm. Leubdorf, dessen Braut Johanna war, schätzte ihren Besitz nicht — während er, der sich mit jedem Gedanken nach ihr sehnte, ihr fern bleiben mußte. Und welchem Schicksal ging dieses gute und doch auch leidenschaftliche Mädchen entgegen!

Johanna konnte mit einer Koltete, die die Wentenstein war, nicht in Wettbewerb treten; auf der anderen Seite würde sie ihren Mann solchen Weibern auch nicht überlassen!

Amberg seufzte — er durfte sich als Ehrenmann in diese Sache nicht hineinmischen.

Der alte Jgnaz sah an der Straße und klopfte Steine, als Amberg dahergehritten kam.

Jgnaz stand auf und stellte sich mitten auf den Weg; da endlich, als er die Wölge sah, bemerkte ihn der Reiter.

Amberg dankte freundlich und hielt an, da er merkte, daß der Alte mit ihm reden wollte.

„Josef war gestern da“, begann er zum großen Entsetzen des Adjunkts.

„Josef — was wissen Sie von Josef?“ fragte Amberg.

„Er war da und hat gesagt, Sie würden wahrscheinlich auch kommen, und ich sollte Ihnen alles vom blauen Wagen sagen, was ich ihm gesagt hab', und auch, daß er nach Ungarn hinein ist.“

und sagte ruhig: „Das ist ja das wenigste, Herr, und gerade wollte ich das gut machen, denn ich bin auf dem Weg nach Engersdorf. Viel ärger ist's, daß ich auch ein Dieb bin.“

„Geflohen haben Sie auch? Was denn?“

„Den Rod, den ich anhabte. In der Nacht vom dreißigsten auf den vierundzwanzigsten Oktober habe ich ihn in Kämpfendorf gestohlen.“

Amberg horchte auf. Die Zeit, die der Landstreicher nannte, machte ihm das freiwillige Geständnis doppelt interessant.

„Neben Sie weiter“, sagte er gutmütig.

„Ich habe den Rod einem Mann gestohlen, der Pferd und Wagen hatte und in einer Scheune übernachtete. Nachts bei Mondschein kam ich daran vorbei, sah das Hoftor offen und den Rod neben dem Schlafenden liegen. Da hab' ich schnell den Rod genommen.“

„In den Taschen war nichts als ein Papier. Hier ist's. Erst heute früh habe ich gelesen, was darauf steht.“

Er reichte Amberg ein zusammengefallenes Papier. Der Adjunkt entfaltete es und ließ einen Ruf der Ueberraschung aus. Er hatte einen der Briefbogen in der Hand, die aus der Brieferei gestohlen worden.

„Dieses Papiers wegen wollte ich Sie heute in der Försterei aufsuchen und Ihnen gestehen, wo und wann ich den Rod genommen habe.“

„Gut, gut, Mann!“ sagte Amberg hastig. „Es soll Sie nicht gereuen. Der Fund dieses Zettels ist sehr, sehr wichtig.“

„Ich habe noch einen gemacht. Die Zigarettenspitze hier habe ich heute früh in dem Rod entdeckt. An der Spitze ist das Futter entzwei, da ist die Spitze hinuntergerutscht.“

Der Strolch reichte Amberg eine Zigarettenspitze, deren Mundstück aus Bernstein bestand, und auf dessen goldenem Endstück drei Buchstaben graviert waren, die Buchstaben S. v. L.

„Die haben Sie in dem Bauernrod gefunden?“ fragte Amberg verwundert.

Der Strolch nickte.

„Nicht wahr, jetzt begreifen Sie, daß ich Sie wieder aufsuchen wollte, um Ihnen das auszuliefern. Der Wagen freilich, der dort vor der Scheune stand, war nicht blau gestrichen, sonst wäre er mir aufgefallen, wie ich ihn bei Wigelsdorf wieder sah.“

„Er ist eben erst später angestrichen worden“, bemerkte Herr von Amberg.

„Man wollte den Wagen unkenntlich machen?“

„So ist es. Sie haben ihn also in Kämpfendorf getroffen. Bei wem dort?“

„Bei Loibner.“

„Die Spitze und den Briefbogen behalte ich.“

„Natürlich, mein Herr.“

„Ich reite jetzt nach Kämpfendorf.“

„Und was soll ich tun?“

„Vielleicht können Sie mir helfen, dem blauen Wagen auf die Spur zu kommen. Ich glaube, wir müssen über die Wälder gehen.“

„Da könnte ich in Neudorf mal herumfragen.“

„Tun Sie das. Ich hoffe in ein paar Stunden auch dort zu sein. Ich teure beim Bürgermeister ein. Und hier haben Sie einen Gulden.“

„Küß die Hand!“

„Diesmal werde ich Sie aber krefsen!“

„Diesmal — sicher!“

Er suchte sich in der geräumigen Gaststube einen Platz, von wo aus er die Fenster im Auge behalten konnte. Hoffte er doch, daß sein Freund irgendwo auftauchen werde. Die Kellnerin hatte zu ihm gefogelt, der Bürgermeister sei nicht zu Hause, werde aber zum Mittagessen erwartet.

Sie zeigte dabei auf einen Tisch, auf dem für drei Personen gedeckt war.

Amberg bestellte sein Essen und freute sich der angenehmen Wärme, die ihm umgab, denn der gestrige, wie der heutige Ritt bei dem scharfen Wind hatten ihn arg durchgefaltet.

Nicht besser war es dem Bürgermeister ergangen. Der hatte eine mehrtägige Wagenfahrt hinter sich, als er ganz blaurot in die Stube kam. Seine Frau und der dicke Gemeindegeldbesorger traten zugleich mit ihm ein. Der Schreiber befand sich in der Verpflegung, die sein Brotzer ihm angeweiden ließ, sichtlich recht wohl. Weber sein rundes Bäuchlein noch seine rote Nase deutete auf ein entbehrungsreiches Leben.

Aus dem Gespräch der drei ging hervor, daß das Haupt der Gemeinde sechs Tage verkrüppelt gewesen war. Trotzdem hatte sein Untergebener ihm nicht eine Mitteilung zu machen. Nur über den Stand der Jungweine im Keller und über ein Wurffestren rebe der Mann lang und breit.

Amberg wurde bereits ungeduldig. Er hatte seine Mahlzeit schon beendet und es drängte ihn, sich beim Bürgermeister noch etwa verdächtigen Gemeindegeldbesorger zu erkundigen, ehe er anderwärts in Neudorf Nachforschungen nach dem unbefindlichen blauen Wagen anstellte. Blühhlich interessierte ihn das Gespräch der drei.

„Und außer der Weinprobe und dem Wurffestren ist gar nichts vorgekommen, während ich fort war?“ hatte der Bürgermeister gefragt.

„Keine Geburten? Kein Todesfall? Keine Rauferei?“

„Na, doch“, meinte der Schreiber, „es ist wohl was vorgekommen. Es ist noch keine Stunde her, da war ein närrischer Mann bei mir. Er war schon gestern im Dorf und hat sich auffällig benommen. Ich hab' gesehen, wie er sich herumgeschlagen hat, und wie er aufgeregt war, habe aber weiter nichts über ihn gehört.“

Freilich, ich war auch nicht aus dem Hause. Na also, der arme Kerl war bei mir. Er muß an Verfolgungswahnsinn leiden. Er sagte mir, daß einer aus dem Waldhause befreit werden müßte; dann taunte er davon. Ein paar Minuten später sah ich ihn auf dem Wagen vom unteren Wirt hier vorbeifahren. Er sah ganz rot aus und suchte mit den Armen. Er schien mit dem Kutschker zu streiten — na, was wollen Sie denn?“

Die Frage war an den jungen Forstmann gerichtet, der neben ihm stand und seinen Arm umkammerte. Er war blaß, der junge Mann, und seine Augen funkelten.

„Wie hat der ausgesehen, der Ihnen die Meldung machte?“ fragte Amberg hastig.

„Mond, noch nicht dreißig, mit einem Schmir auf der rechten Wangen“, flötete der Schreiber.

Dieser hatte sich schnell erhoben. Er sah jetzt sehr verlegen aus.

„Der Mann, der die Meldung machte, hat seinen Verstand weit besser beisammen als der Herr hier!“ rief der Adjunkt. „Ich mache Sie, Herr Bürgermeister, für jede weitere Verfassnis verantwortlich. Ich sehe, daß Sie nur die Preßburger Zeitung halten und kann mir denken, daß dieses Blatt Vorkommnisse von jenseits der March nicht bringt. Es ist nämlich ein Herr verschunden. Ich weiß, daß wir ihn im „Waldhaus“ finden werden, und nun heißt es, rasch handeln! Wo ist dieses Waldhaus? Ist es weit von hier?“

„Zu Fuß eine halbe Stunde“, entgegnete der Gefragte eben so höflich, wie ihm die Aufmerksamkeit gegeben worden war. „Aber, Sie haben zu ein Pferd. Der Knappe da draußen gehört doch Ihnen?“

„Ja.“

„Korri“, wandte der Bürgermeister sich an die Kellnerin, „nimme den Pferd den Futterlad ab, Jgnaz soll dem Herrn den Weg weisen.“

Und sich an den Schreiber wendend, murmelte er: „Das ist die dritte Witterungsverfassnis innerhalb vierzehn Tagen. Lassen Sie mich! Unsere Rechte haben mit ihm. Sorgen Sie für Bewaffnung, schnell!“

Der Schreiber rannte hinaus.

Amberg eilte zu seinem Pferde; der Knecht stand bereit und fort ging es.

„Amberg, ein junger, beunruhigter Barocke, sprach wie ein Füllen neben Ambergs Pferd daher, und rasch war das Ende des Dorfes erreicht.“

(Schluß folgt.)

— Bergleib. A.: Die Wälder sind der Photographie. A.: Was? A.: Sie entwickelt sich am besten im Dunkel.